

KESHU CHOW

STRANGE FAMILIARS



SEAMERE COLLEGE



K E S H E C H O W



STRANGE
FAMILIARS

SEAMERE COLLEGE

Band 1

M o o n N o t e s

TRIGGERWARNUNG

Leichte Gewalt, Thematisierung von Mord, Beschreibung von Tiergeburten, selbstverletzendes Verhalten, Operationen. Sexszenen. Thematisierung von Rassismus, Klassenunterschieden und Herkunftsprivilegien. Illegaler Einsatz von Betäubungsmitteln, Alkoholkonsum.



Deutsche Erstausgabe

1. Auflage

© 2026 Moon Notes im Verlag Friedrich Oetinger GmbH,

Max-Brauer-Allee 34, 22765 Hamburg

Alle Rechte vorbehalten. Vorbehalten sind ausdrücklich auch alle Rechte für ein Text und Data Mining, KI-Training und ähnliche Technologien.

© Originalausgabe: Keshe Chow, Penguin Random House, 2026

Originaltitel: Strange Familiars

Published by Arrangement with Keshe Chow and Folio Literary Management LLC

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

© Übersetzung: Aus dem Englischen von Sarah Heidelberger

Lektorat: Cara Kolb

© Umschlaggestaltung: Katie Anderson, 2026

© Umschlag-Illustration und Kapitelvignetten: Adelle Kincel, 2026

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: FINIDR, s.r.o.,

Lípová 1965, 737 01 Český Těšín, Tschechische Republik

Printed 2026

ISBN: 978-3-96976-083-3

www.moon-notes.de

*Für meinen Mann –
das Beste an fünf Jahren Tiermedizinstudium*

K A P I T E L 1



Gwendolynne

Der Kater setzt sich auf den kalten Stahltisch. Sein Fell zischt leise, und er sondert einen Funkenschauer ab, der an einen Sternschnuppenregen erinnert.

»Und wie lange zeigt er diese Beschwerden schon, Mrs ... ähm ...?« Mit brennenden Wangen spähe ich auf mein Klemmbrett. »... Mason?«

Verdammt! Ich hätte mir ihren Namen einprägen müssen, ehe ich den Raum betreten habe. Jetzt, so kurz vor unserem Abschlussexamen, wird nicht nur auf unsere akademischen Leistungen geachtet, sondern auch darauf, wie wir mit den Kunden umgehen. Und wenn Mrs Mason später geht, wird man sie um ihr Feedback bitten.

Ob meine Note wohl darunter leiden wird, dass ich etwas so Grundlegendes wie ihren Namen vergessen habe?

Der Impuls, auf meinem Strap nachzusehen, ist schwer zu unterdrücken. Der Blick auf mein Handgelenk ist mir inzwischen so zur Gewohnheit geworden, dass ich oft gar nicht bemerke, dass ich es tue. Aber jetzt, in Gegenwart einer Kundin, verzichte ich lieber darauf. Wenn ich sie noch mehr verärgere, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie mir eine schlechte Bewertung verpasst.

Meine Noten kann ich mir später immer noch ansehen. Jetzt muss ich mich erst mal auf das konkrete Problem konzentrie-

ren, das ich direkt vor mir habe: den einst flauschigen Kater, der förmlich birst vor überschüssiger Magie. Die Kundin Mrs Mason rutscht auf ihrem Hartplastikstuhl herum und zählt an ihren manikürten Fingern ab: »Hm ... Vielleicht ein oder zwei Tage?« Dann klappt sie den Deckel ihrer burgunderroten Handtasche auf und zieht nach kurzem Suchen einen kleinen silbernen Taschenspiegel heraus, um ihre makellos sitzenden blonden Haare zu prüfen.

Verlegen muss ich daran denken, wie ich selbst aussehe. An mein schwarzes, krisseliges Haar, das ich zu einem unordentlichen Bun hochgebunden habe, aus dem sich ein paar Strähnen gelöst haben, die mir an der verschwitzten Stirn kleben. An meine angeknabberten Fingernägel und meine zerknitterte Robe. Mrs Mason dagegen ist von dem weichen cremefarbenen Strickpulli, den sie um die Schultern geknotet trägt, über die rosafarbenen Zehennägel, die aus ihren Sandalen spähen, bis zu der teuren Designerhandtasche auf ihrem Schoß der Inbegriff des unaufdringlichen Luxus. Der Deckel der Tasche ist noch umgeklappt, sodass das kleine Logo im Inneren zu erkennen ist. De-irgendwas. DeCar... Mehr kann ich nicht lesen, weil der Schriftzug auf dem Kopf steht.

Mit einiger Mühe reiße ich den Blick von Mrs Masons Handtasche los und mustere zweifelnd den Kater. Percy, wie mir das Formular auf dem Klemmbrett verrät. *Diesen* Namen habe ich mir gemerkt. Wie die Tiere heißen, lese ich vorher immer nach. Und ihren Steckbrief präge ich mir ebenfalls ein. Weil mein Fokus einzig auf dem liegt, was mich wirklich interessiert: den Patienten.

Vergesslich werde ich nur bei den Menschen, die ich als eine Art lästigen, aber unausweichlichen Nebeneffekt meiner Arbeit mit Tieren betrachte.

Laut Akte ist Percy vierzehn, aber er sieht deutlich älter aus. Sein Fell hat kahle Stellen, und sein Schwanz hat einen Knick

von einem schlecht verheilten Bruch. Außerdem fehlt ihm ein Auge. Die eingesunkene Augenhöhle ist mit struppigem schwarzem Fell bedeckt. Aus seiner Patientenakte weiß ich, dass er kein einziges Mal in einer Tierklinik war, seit er als Kätzchen seine Impfung gegen magische Krankheiten erhalten hat, die für die Familiars – die Seelentiere – aller Hexen und Hexer verpflichtend ist. Aber die Folgen von Percys früheren Verletzungen nehme ich auch ohne Krankengeschichte wahr – als eine Art magischer Schatten, der mit den Jahren so verblasst ist, dass ich weiß: Dieser Kater war gezwungen, sehr langsam und ohne Hilfe zu heilen.

Was ihm wohl zugestoßen ist? Hat ihn ein Pferd getreten? Oder ein Auto angefahren? Ist er von einem landenden Drachen erwischt und niedergetrampelt worden? Mithilfe meines magischen Sinnes sehe ich den geisterhaften Umriss eines Augapfels aus seiner Höhle rutschen. Der Sehnerv ist überdehnt und zerfranst. In der vorderen Augenkammer sammelt sich Blut und verdeckt die gelbe Iris. Das Auge selbst hätte niemand retten können. Es ist vermutlich abgestorben, vertrocknet und abgefallen, anstatt in einer Klinik fachmännisch und unter Betäubung entfernt zu werden, wie es sich gehört.

Mein Magen zieht sich vor Wut zusammen. Dieser arme kleine Kerl hat Verletzungen erlitten, die ihm unbeschreibliche Schmerzen bereitet haben müssen, und seine Familie hat ihn einfach ... sich selbst überlassen?

Ich schlucke meinen Widerwillen herunter und hebe eine Braue. »Ein, zwei Tage, ja?«

Mrs Mason wirft mir zwischen ihren stark getuschten Wimpern hindurch einen harten Blick zu. »Richtig«, bestätigt sie, auch wenn wir beide wissen, dass sie lügt. Selbst wenn der starke Haarverlust nicht wäre, würde die gewaltige Menge an überschüssiger Magie, die dieser Kater absondert, mir verraten, dass er bereits seit Wochen krank ist, wenn nicht länger. Ein solcher Grad an Magie muss sich nach und nach ansammeln, sodass sich der Körper

des Tiers langsam und schrittweise daran gewöhnen kann. Wäre es innerhalb weniger Tage zu einem derartigen Anstieg gekommen, hätte der Kater das nicht überlebt. Dann wäre er tot in die Tierklinik eingeliefert worden, und ich würde jetzt nicht hier in diesem Behandlungszimmer stehen und versuchen, den Markennamen auf Mrs Masons Handtasche zu entziffern.

Ich beuge mich über Percy, aber er holt mit einer struppigen Pfote nach mir aus und springt anschließend vom Tisch, um auf seine Besitzerin zuzulaufen. Doch Mrs Mason ist inzwischen dazu übergegangen, irgendwas auf ihrem Strap zu lesen, und schiebt ihn stirnrunzelnd mit dem Fuß beiseite. Also springt Percy auf einen freien Stuhl und starrt mich von dort aus mit Katzenbuckel, angelegten Ohren und gesträubtem Schwanzfell finster an.

»Schon okay, Percy«, sage ich leise und komme dabei näher, so langsam, dass meine Bewegungen kaum wahrnehmbar sind. »Ich bin Gwen. Deine Ärztin. Und ich will dir helfen.« Manchmal ernte ich seltsame Blicke dafür, dass ich mit meinen Patienten rede, als wären sie Menschen. Sollen die Leute doch schauen. Das sind Seelentiere. Sie sind magisch! Klar verstehen sie mehr, als sie sich anmerken lassen.

Er faucht leise, lässt aber zu, dass ich ihn sanft, ganz sanft berühre, um seine Vitalfunktionen zu messen und vorsichtig seinen Unterbauch abzutasten.

Die überschüssige Magie versetzt mir bei jeder Berührung einen kleinen Schlag, aber ich beiße die Zähne zusammen und mache weiter. Dass ich gute Arbeit leisten *will*, ist das Eine. Aber ich *muss* es auch. Wir stehen kurz vor dem Abschluss, bei dem wir unsere Gesamtnote erhalten, und ich muss unbedingt besser sein als Harrisford F. (wie *fucking*) Briggs.

In meinem Kopf rattert es, während ich drücke und taste, um dem Ursprung von Percys Magieüberschuss auf den Grund zu gehen, der sich wie ein tiefes Summen bis in meinen Körper fortpflanzt. *Vitalfunktionen normal. Anzeichen früherer verheilte Ver-*

letzungen. Stellenweiser Haarausfall, aber keine Exkorationen der Haut oder erkennbar entzündete Bereiche.

Während ich in Gedanken die Diagnose stelle, versuche ich, mir in Erinnerung zu rufen, ob ich in den Lehrbüchern, über denen ich Nacht für Nacht brüte, irgendetwas Relevantes zu dem Thema gelesen habe.

Manche Leute hier an der Uni betrachten magische Medizin als eine Art Kunstform. Als würden sie ein Musikstück hören und auf der Stelle intuitiv begreifen, wie sie es spielen sollen. Für mich dagegen besteht das Studium vornehmlich aus strapaziösem Lernaufwand. Stunde um Stunde über meinen Schreibtisch gebeugt, wo ich obskure Mengen Tee vernichte, während ich komplexe Textabschnitte auswendig lerne. Für mich bedeutet Medizin eher, dass ich mir mühsam die Partitur für das gesamte Orchester erarbeiten muss, Instrument für Instrument. Und erst dann – wenn ich alle Bestandteile kenne – kann ich Musik erklingen lassen.

Inzwischen muss ich Hunderte, vielleicht sogar Tausende Lehrbücher gelesen haben. Aber stand in einem davon etwas über Magiphilie, den Fachbegriff dafür, unter einem erhöhten Magiepegel zu leiden? Einen Fall wie diesen habe ich noch nie gesehen. Und ich mag zwar nur eine Studentin in ihrem letzten Ausbildungsjahr sein, aber nach sieben Jahren an der Uni, von denen vier regelmäßige Schichten in der Saint-Gertrude's-Klinik für Seelentiere beinhalteten, weiß selbst ich, dass Magiphilie ausgesprochen selten vorkommt. Ganz zu schweigen von einer Magiphilie dieses Ausmaßes.

»Wenn Sie sich vielleicht beeilen würden?«, reißt mich Mrs Mason verärgert aus meinen Gedanken. »Ich bin in fünfzehn Minuten zum Abendessen verabredet.«

Ich presse die Lippen zusammen und mache, so schnell ich kann. Wenn ich etwas nicht leiden kann, dann, während meiner Untersuchungen gehetzt zu werden – insbesondere, wenn es um

einen so komplexen Fall wie diesen geht. Aber mir ist auch bewusst, dass die Tierklinik für heute eigentlich bereits geschlossen hat.

Als ich fertig bin, holt der Kater noch einmal halbherzig mit den Krallen nach mir aus, doch er bewegt sich so apathisch, dass die Geste fast schon freundlich wirkt. Trotzdem zucke ich zurück, denn die winzigen Brandwunden, die mir seine Magiefunken zufügen, tun langsam weh.

»Mrs Mason –«, fange ich an.

»Mason-Price«, korrigiert sie mich selbstgefällig – und da trifft mich die Erkenntnis wie ein Schlag. Ich sehe diese Frau heute nicht zum ersten Mal. Sie ist mit Nathaniel Price verheiratet, dem alleinigen CEO von MageCorp, und ein bekanntes Socialite. Ich kenne ihr Gesicht von meinem winzigen Strap-Bildschirm, auf dem ich sämtliche Nachrichten verfolge, da ich mir keinen Fernseher leisten kann. Nur dass sie sonst neben ihrem CEO-Gatten steht, während er Reden hält, und dabei den Kameras ihre blendend weißen Zähne zeigt.

Aber mir bleibt keine Zeit, diese Information zu verarbeiten. Gerade ist es wichtiger, ihr meinen Befund sowie meine Behandlungsempfehlungen mitzuteilen. Außerdem muss ich noch verschiedene diagnostische Tests durchführen, die Proben ins Labor schicken, alles in die magische Datenbank einpflegen und einen Bericht schreiben.

Immerhin bin ich mir zu meiner Erleichterung jetzt sicher, dass sie sich die Behandlung auch leisten kann. Wenn es einen Teil der magischen Veterinärmedizin gibt, den ich aufrichtig verabscheue, dann ist es, über das Finanzielle reden zu müssen. Jedes Mal wieder schüttle ich mich dabei innerlich vor Abscheu. Als würde ich in einen Erdnussriegel beißen und dabei feststellen, dass er mit Kakerlakenteilen gefüllt ist. Jedes Mal wieder muss ich mir ins Gedächtnis rufen, dass ich nichts verkaufe, sondern Empfehlungen abgebe, bei denen es um das Wohl des Tieres geht.

Und dass mir das Schicksal der Tiere aufrichtig am Herzen liegt. Ich hasse den Augenblick, in dem den Tierbesitzern die Kinnlade herunterklappt, nachdem sie gehört haben, wie viele MageCredits die Behandlung kosten wird, und begreifen, dass sie es sich nicht leisten können, ihrem geliebten Seelentier und engsten Vertrauten die bestmögliche Behandlung zukommen zu lassen.

Aber wenn die Prices etwas haben, dann ist es Geld. Dazu wird es in diesem Fall also nicht kommen.

»Mrs Mason-Price«, wiederhole ich, nun unter Verwendung ihres korrekten Nachnamens. »Ihr Percy leidet an Magiphilie, einem Überschuss an Magie. Das kommt sehr selten vor, und ich müsste einige Tests durchführen, um –«

»Nein.«

Ich erstarre und glotze sie einen Moment lang mit offenem Mund an. »Äh ... nein?« Mit einer derart schroffen Reaktion habe ich nicht gerechnet.

Kühl erwidert sie meinen Blick. »Ganz recht: nein. Keine Tests.«

Aufgebracht gehe ich die Schriftrollen mit den Preislisten durch. Irgendwo muss sich doch die mit den Tests verstecken, die ich durchführen will! »Falls es ums Geld geht: Ich kann den Diagnostikplan anpassen, sodass er günstiger wird und –«

»Geld spielt keine Rolle«, unterbricht mich Mrs Mason-Price verärgert. Die bloße Vorstellung, es könnte anders sein, scheint sie zu brüskieren. »Der Aufwand lohnt sich einfach nicht. Und ich will auch nicht, dass dieser Kater da weiter meine Möbel beschmutzt oder meine besten Kleidungsstücke mit seiner Magie ruiniert und meine antiken Teppiche in Brand setzt.«

Mein Mund steht immer noch offen. Ich schließe ihn. Öffne ihn wieder. »Aber er ... er kann doch nicht anders!«

»Das schert mich nicht. Ich will ihn loswerden.«

»Aber er ist Ihr Familiar!« Ich bin machtlos dagegen, dass sich ein entrüsteter Beiklang in meine Stimme schleicht. Die Seelen-

tiere helfen Hexen und Hexern, die Magie in der Atmosphäre anzuzapfen, und haben normalerweise eine enge Verbindung zu den Personen, die sie besitzen. Die Beziehung zwischen Mensch und Seelentier gilt als eines der stärksten Bande überhaupt.

»Er gehört nicht mir«, erwidert sie kalt, »sondern meinem Mann. Und Nathaniel kann es sich leisten, sich ein neues zu kaufen.«

Percy starrt die Frau finster an. Sein eines gelbes Auge ist zu einem Schlitz verengt. Inzwischen hat er sich auf der gebogenen Sitzfläche des Stuhls niedergelassen. Sein geknickter Schwanz klopft gegen das Plastik.

Mir fehlen die Worte. So etwas habe ich noch nie erlebt. Klar haben schon viele Klienten Heilpläne abgelehnt, weil sie nicht genug Geld hatten. Aber diese Besitzerin hier könnte sich die Behandlung locker leisten und lehnt trotzdem ab – weil sie es ... ja, was eigentlich? Bequemer findet?

Langsam klopfe ich die Schriftrollen wieder zu einem ordentlichen Stapel zurecht und musterte dabei Percy. Er hat es sich gemütlich gemacht und leckt sich gemächlich die Pfote. Aber mit seiner vorgetäuschten Gleichgültigkeit kann er mir nichts vormachen – denn sein Schwanz zuckt noch immer. Er hat jedes Wort, das Mrs Mason-Price gesagt hat, gehört und verstanden.

»Nun«, ergreife ich das Wort, während ich im Kopf die Möglichkeiten durchgehe. »Hier in der Klinik ist es streng verboten, herrenlose Familiars aufzunehmen. Sie müssen ihn ins Tierheim bring-«

Sie schnaubt verächtlich. »*Ich* soll ihn dorthin bringen? Als hätte ich Zeit dafür.«

Langsam verliere ich die Geduld mit dieser Frau. Aber ich versuche, mein Temperament zu zügeln. »Wie gesagt, im Saint Gertrude's ist es nicht erlaubt, herrenlose Seelentiere aufzunehmen.«

Sie stößt einen harten, freudlosen Lacher aus. »Dann schläfern Sie ihn eben ein.«

Es folgt eine lange Pause, die nur vom Schaben von Percys rauher Zunge durchbrochen wird, während er an seinem ungepflegten Fell leckt. Inzwischen widmet er sich seinem Bauch, der weich, rosa, faltig und nahezu unbehaart ist.

»Ihn ... ihn einschläfern?«, wiederhole ich, weil ich aufrichtig überzeugt bin, mich verhört haben zu müssen.

»Ja, Sie haben schon richtig verstanden. Sie sollen ihn einschläfern. Sie sind unserer Sprache doch mächtig, oder?« Mrs Mason-Price betont nun jedes Wort ganz genau, als würde mein ostasiatisches Aussehen nahelegen, dass ich gerade erst vom Boot gestolpert bin, obwohl ich hier in England geboren wurde und mein ganzes Leben hier verbracht habe – nur eben mit chinesischen Eltern. »Schläfern Sie ihn ein. Mit Ihren Gifttränken oder was man als Magiequacksalber eben so verwendet.«

Mir schnürt sich die Kehle zusammen, und mein Mund ist auf einmal wie ausgedörrt. Ich sehe zu Percy, der inzwischen dazu übergegangen ist, sich im Schritt zu lecken. Selbst nach den Maßstäben einer gewöhnlichen Katze wäre er noch mittleren Alters und damit weit zu jung, um ihn wegen einer Erkrankung einzuschläfern, die vermutlich behandelbar ist. Aber da er ein Seelentier ist, sieht die Sache noch viel schlimmer aus. Denn viele von ihnen leben jahrhundertlang. Nach Familiar-Maßstäben ist er also fast noch ein Baby.

»Bitte«, sage ich. Meine Stimme klingt quäkig. »Sind Sie sicher, dass Sie sich das nicht noch einmal überlegen wollen? Ich weiß, ich habe noch keine konkrete Lösung für sein Problem parat. Aber wenn Sie mich ein paar Tests durchführen lassen, kommen wir den Dingen sicherlich schnell auf den Grund, und ...«

Mrs Mason-Price beugt sich vor. Ihre Finger schließen sich so fest um ihre Designerhandtasche, dass die Knöchel weiß hervortreten, und ihre rosa geschminkten Lippen verziehen sich zu ei-

nem höhnischen Lächeln. »Ich kann Ihnen nur raten, zu tun, was ich sage. Ansonsten liegt es durchaus im Bereich des Möglichen, dass mein Mann eine kleine Unterredung mit der Klinikleitung führt, in deren Folge Sie unangekündigt Ihren Studienplatz verlieren.« Mit einem befriedigten Zug um die Lippen lässt sie sich wieder gegen die Lehne sinken.

Ich schlucke so schwer, dass es wehtut. »Ja, selbstverständlich.«



Wenige Minuten später beobachte ich durchs Fenster, wie Percys Besitzerin in ihrem roten Sportwagen losbrettert und mit quietschenden Reifen um die Ecke schlittert, wobei sie eine Schlammfontäne auf mein klappriges, altes Fahrrad niedergehen lässt.

Sobald sie außer Sichtweite ist, drehe ich mich wieder zu Percy um, der daraufhin aufhört, sich zu putzen, und mich aus seinem leuchtend gelben Auge mustert.

Mein Herz hämmert. Ich will das nicht machen müssen. Und ich *kann* es auch gar nicht. Der Schimmer seiner Lebenskraft – sein *qi* – umgibt ihn so strahlend wie ein polierter Penny und verrät mir, dass er, abgesehen von seiner Magiphilie, bei bester Gesundheit ist. Doch so sind die Regeln, und die Schriftrolle, die Mrs Mason-Price unterzeichnet hat, um ihr Einverständnis zu Percys Einschläferung zu geben, liegt hinter mir auf dem Tisch. Letztlich ist es nichts anderes als ein Hinrichtungsbefehl. So widerwärtig, dass es mich wundert, dass sich die Schriftrolle nicht wie Säure durch die Edeldahlstischplatte frisst.

Percy sieht mich an und ich ihn. Ich balle die Fäuste, meine Handflächen sind nass geschwitzt, und meine Pulsadern pochen heftig unter meiner Haut. Der Einschläferungstrank blubbert in dem zugepfropften Flakon, den ich bereits aus dem Safe geholt habe, leuchtend grün vor sich hin.

Ich schiebe die Ärmel meiner Robe hoch, greife nach Nadel

und Spritze, stecke sie zusammen und drehe die Kappe ab. Langsam und mit zitternden Händen entkorke ich den Flakon voll Venenmort und ziehe eine tödliche Dosis des leuchtenden Giftstoffs in die Spritze.

Percy scheint zu spüren, dass etwas Wichtiges geschieht. Er richtet sich im Sitzen auf, als würde er Männchen machen – eine ungewöhnliche Haltung für eine Katze –, und beobachtet mich.

Als ich mich ihm nähere, muss ich ein Schluchzen unterdrücken.

Ich hätte damit gerechnet, dass er fauchen oder versuchen würde, mich zu kratzen. Oder dass er zumindest die Ohren anlegt. Wir hatten nicht unbedingt den besten Start, und jetzt, nach gerade mal zehn Minuten Bekanntschaft, wird von mir erwartet, dass ich ihn in sein nächstes Leben entsende.

Aber er faucht nicht. Kratzt nicht. Legt nicht einmal die Ohren an. Stattdessen schließt er halb sein eines Auge und schnurrt – und dann reibt er seinen Kopf an meiner Hand.

Mein Herz gerät ins Stottern, und ich verliere kurz die Fassung und stolpere rückwärts davon. Die Spritze mit ihrem grün leuchtenden Inhalt fällt klappernd zu Boden. »Nein«, sage ich leise vor mich hin. »*Nein.*«

Regeln hin, Regeln her – das hier ist falsch. Aus reiner Bequemlichkeit ein weitestgehend gesundes Tier zu töten, ist einfach nicht richtig.

Sollen mir Mrs Mason-Price und ihr schmieriger Mann doch mit dem Rauswurf aus dem Seamere College für magische Tiermedizin drohen, so viel sie wollen. Dann muss ich eben schlauer sein als sie! Ich werde mir schon zu helfen wissen. Irgendwie habe ich es durch Intelligenz und Gewitztheit ja auch gegen alle Wahrscheinlichkeit bis hierher gebracht, oder? Ich muss einfach nur alles in meiner Macht Stehende tun, um nicht erwischt zu werden.

Entschlossen hebe ich die noch immer gefüllte Spritze vom

Boden auf und werfe sie in den Abfallbehälter für scharfe Gegenstände. Mit einer raschen Drehung meines Handgelenks nutze ich den letzten Rest meiner Tagesration Magie und setze die Schriftrolle in Flammen. Sie krümmt sich zusammen wie eine sterbende Spinne, bis am Ende nur noch ein Häuflein Asche übrig ist.

Dann lege ich meine weiße Robe ab, stopfe mir einen empörten Percy unter die Strickjacke und verlasse eilig den Raum.

K A P I T E L 2



Gwendolynne

Die Klinik hat bereits geschlossen, was mein Glück ist, weil das bedeutet, dass die Angestellten allesamt schon weg sind. Theoretisch hätte Jenna Rutherford als meine Supervisorin zwar bleiben müssen, bis ich gehe, aber sie hat nach Semesterbeginn nur ein paar Wochen gebraucht, um mich in die richtige Schublade zu stecken – die mit der Aufschrift *pflichtbewusst*. Und da wir Studierende im letzten Jahr ausreichend qualifiziert sind, um mit einem Minimum an Supervision arbeiten zu können, hat Jenna wenig später beschlossen, dass *keine* Supervision in meinem Fall ausreichend sein dürfte. Seitdem lässt sie pünktlich zum Ende der Öffnungszeit den Stift fallen und winkt mir jedes Mal fröhlich zu, ehe sie hinten aufs Motorrad steigt und ihrer Freundin die tätowierten Arme um die Taille schlingt.

»Ich vertrau auf dich«, hat sie beim ersten Mal mit einem Zwinkern zu mir gesagt. »Was die Chefin nicht weiß, macht sie nicht heiß.«

Ich bewundere Jenna. Ehrlich. Sie ist von Natur aus cool und tiefenentspannt, aber trotzdem nicht gleichgültig. Und sie bricht mit Begeisterung Regeln. Bewundernswert, wie gesagt. Vor allem der Teil mit dem Regelbrechen, weil das etwas ist, das mir besonders schwerfällt.

Nicht, dass mein aktuelles Verhalten darauf schließen lassen

würde. Percy zeichnet sich als zappelnder Klumpen unter meiner Kleidung ab, und als ich endlich bei meinem Rad angekommen bin, hatte ich bestimmt schon ein dutzendmal seine Krallen im Fleisch. Vermutlich fühlt er sich in meiner kratzigen braunen Strickjacke, die teurer aussieht, als sie war, weil sie nämlich aus einem Wohlfahrtsladen stammt, nicht sonderlich wohl. Ich übrigens auch nicht, aber was muss, das muss.

Mein Rad ist nicht angeschlossen, weil es viel zu klapprig ist, um geklaut zu werden. Und seit Mrs Mason-Price' dramatischem Abgang vom Parkplatz ist es sogar noch dreckiger als vorher. Percy windet sich weiter an meiner Brust, aber irgendwie gelingt es mir, ihn mit der einen Hand festzuhalten, während ich mit der anderen ungeschickt das Fahrrad schiebe.

Ich werfe einen Blick auf meinen Strap und stoße einen Seufzer aus. Es ist schon nach sieben, und ich muss mich noch in das Thema Magiphilie einlesen und meinen Magiespeicher auffüllen. Ohne Magie kann ich meine Arbeit nicht erledigen, was nicht nur schlecht für die Tiere wäre, sondern auch für mich. Ich kann mir keine schlechten Noten leisten, zumal ich recht hatte: Weil ich Mrs Mason-Price' Namen vergessen habe, wurde mir ein ganzer Punkt abgezogen. Ich seufze erneut. Nachdem sie bezahlt hat, muss sie bei der Zufriedenheitsbewertung auf den traurigen Smiley gedrückt haben.

Zum Glück bin ich immer noch Jahrgangsbeste, wenn auch nur knapp. Harrisford Briggs liegt nur zwei Punkte hinter mir.

Die Dämmerung senkt sich über die Stadt. Das rhythmische Klicken meines Fahrrads schwebt durch den Abend. Die Luft riecht süß und ist getränkt von sanftem rosafarbenem Licht. In der Ferne lachen Studierende, die Flugball spielen. Nach einer Weile gibt sich Percy geschlagen und hält still. Als würden ihn das sanfte Summen der Magie und die leise abendliche Geräuschkulisse beruhigen.

Mich beruhigt diese Atmosphäre normalerweise auch. Die

Abenddämmerung ist meine Lieblingszeit am Tag. Der Moment, in dem ich den Lärm in Saint Gertrude's, der einzigen Seelentierklinik in Seamere, hinter mir lasse und mich auf müden Füßen in mein Wohnzimmer begeben, wo ich eine Schüssel Müsli esse und eine Stunde lang sinnlos auf meinem Strap herumschleure, ehe ich mich zum Lernen an den Schreibtisch setze.

Aber heute bin ich nervös. Ich habe einen eklatanten Regelverstoß begangen! Zum ersten Mal in den vierundzwanzig Jahren, die ich jetzt auf dieser Welt bin. Und auch wenn ich mir absolut sicher bin, das Richtige getan zu haben, steckt unter meiner Strickjacke gerade ein fünf Kilo schweres, strubbeliges Fellknäuel, mit dem ich von jetzt an irgendwie zurechtzukommen muss.

Zumindest scheinen sich die Symptome von Percys Magiphilie ein wenig gelegt zu haben. Als wir den nächsten Verkaufsautomaten auf dem Campus erreichen, versengt mich seine Magie nicht mehr, sondern gleicht eher einem fast schon angenehmen Prickeln auf meiner Haut.

Der Automat ist schwarz und glänzend und riesig, und darauf prangt das MageCorp-Logo. Ich ziehe eine Grimasse. War ja klar, dass ich ausgerechnet diesen Automaten erwischen musste.

MageCorp, das Unternehmen von Mrs Mason-Price' Mann, ist einer der beiden großen Magielieferanten. Bei dem anderen handelt es sich um Linksphere, aber deren Automat befindet sich drüben bei den Koppeln am anderen Ende des Campus, und für einen so großen Umweg fehlt mir die Zeit.

Ich drücke Percy an mich und atme tief durch, um mich zu sammeln. In mir herrscht Leere, und das liegt nicht nur daran, dass ich heute kein Mittagessen hatte. Beim Anblick des MageCorp-Logos überrollt mich noch einmal mit voller Wucht, was heute Abend geschehen ist.

Auf einmal überkommt mich der Drang, meine Eltern anzurufen und ihnen alles zu beichten. Dass ich den Kater gerettet

habe. Wie ich mit seiner Besitzerin aneinandergeraten bin. Ich muss mit jemandem darüber reden, sonst explodiere ich! Und da Mum und Dad in Manchester wohnen und nichts mit Tiermedizin am Hut haben, dürfte eigentlich nichts schiefgehen, wenn ich ihnen davon erzähle, oder?

Ich ziehe meine Karte aus der Jeanstasche und wähle in einer beeindruckenden Zurschaustellung meiner Multitasking-Fähigkeiten gleichzeitig die Nummer meiner Eltern auf meinem Strap und stelle es auf Lautsprechermodus.

Meine Mutter geht schon beim zweiten Klingeln dran. »Guiying?«, spricht sie mich mit meinem chinesischen Vornamen an. »Alles ist in Ordnung?«

Sie macht sich Sorgen, weil ich meine Eltern normalerweise nur montags anrufe, wenn sie nicht arbeiten müssen. Und heute haben wir Mittwoch.

»Ja, *má*. Ich ...« Ich verstumme. Die Beichte liegt mir auf der Zunge, kommt aber nicht mehr über die Lippen. Ich kneife.

Meine Eltern würden sich nur unnötig sorgen. So kurz vor meinem Abschluss betrachten sie ein neues Haustier sicherlich als Ablenkung. Also sage ich stattdessen: »Alles gut, ich ... ich vermisse euch bloß.« Geistesabwesend halte ich die Karte an den Leser des Automaten.

Der Tonfall meiner Mutter wird ganz sanft. »Nur paar Wochen noch, dann du wieder hier bist.«

Die Sehnsucht versetzt mir einen solchen Stich ins Herz, dass meine Stimme auf einmal ganz belegt klingt. »Ja, ich weiß.«

Der Automat piept, und eine rote Fehlermeldung blitzt auf dem Bildschirm auf. Ich sehe zwar hin, registriere aber nicht, was dort steht, da ich in Gedanken bei meinem Telefonat bin. Vermutlich habe ich die Karte zu kurz vor den Leser gehalten.

So viel zum Thema Multitasking.

»Wenn du zu Hause, wir machen dein Lieblingsessen, ja?«, sagt meine Mutter gerade. »Tofu mit Bohnensoße und –«

»Wie läuft es eigentlich im Restaurant?«, frage ich, um das Thema zu wechseln. Tofu mit Bohnensoße ist seit meiner Kindheit mein Lieblingsgericht auf der Karte, und die Vorstellung, es bald wieder zu essen, lässt ein schmerzlich schönes Nostalgiegefühl in mir aufkommen. Ich schwöre, wenn meine Mutter so weitermacht, breche ich hier und jetzt mitten auf dem Campusgelände in Tränen aus.

Ich halte meine Karte wieder vor den Leser. Wieder piept der Automat, und das Display leuchtet rot auf. Percy windet sich an meiner Brust, und ich verändere die Position des Arms, auf dem ich ihn trage, damit er besseren Halt hat.

»Alles gut«, antwortet Mum wie aus der Pistole geschossen. »Kein Grund für Sorge.«

Ich runzle die Stirn. Ihre Reaktion beunruhigt mich eher. Manchmal wünschte ich, sie würde offener mit mir sprechen. Aber dass sie mir Dinge verschweigt, ist nichts Neues. Meine Eltern reden grundsätzlich nicht mit mir über ihre finanziellen Sorgen. Sie sind der Meinung, das wäre nicht mein Problem. Aus ihrer Sicht ist es ihre Aufgabe, mich zu versorgen, bis ich mit der Uni fertig bin. Und wenn sie dann alt sind, ist es *meine* Aufgabe, *sie* zu versorgen.

Schätze, sie hoffen einfach, dass sie so lange durchhalten können.

Das Problem ist nur, dass ich daran so meine Zweifel habe.

Nach einer langen, unangenehmen Pause durchdringt die harte Stimme meiner Mum die Stille. »Du essen gemacht?« Auf andere Leute mag ihr barscher Tonfall abschreckend wirken. Aber ich weiß es besser. Meine Mutter ist Asiatin, mich auszuschimpfen, ist ihre Sprache der Liebe.

»Noch nicht«, antworte ich. »Ich wollte gerade.« Woraufhin meine Mutter einen missbilligenden Laut von sich gibt, gefolgt von einer Litanei an guten Ratschlägen, unter die sie in regelmäßigen Abständen Ermahnungen mischt. Meine einzigen Beiträge

zum Gespräch bestehen aus einem gelegentlichen »Ja, *mâ*« oder »Nein, *mâ*«.

Irgendwann gelingt es mir, mich zu verabschieden und das Gespräch zu beenden. Ich atme auf. Jetzt kann ich mich endlich auf den Automaten konzentrieren.

Ich halte die Karte ein drittes Mal vor den Leser, und wieder erscheint die Fehlermeldung. Diesmal lese ich sie richtig. *Zahlung nicht möglich*, steht auf dem Display.

Scheiße.

Ich stecke die Karte wieder ein. Mit einem Druck auf einen Button am Automaten prüfe ich den aktuellen Magiepreis, der ähnlich wie die Benzinpreise täglichen Schwankungen unterliegt. Angeblich wegen der Marktmechanismen, auch wenn jeder weiß, dass vor allem politische Gründe dahinterstecken. Jedenfalls ist der Magiepreis heute fast doppelt so hoch wie gestern Abend.

Scheiße. Scheiße, Scheiße, Scheiße. Hinter meinen Schläfen setzt ein unangenehmes Pochen ein, und ich atme tief ein, um das Engegefühl in meiner Brust loszuwerden.

Ist schon okay. Alles gut. Dann muss ich meine Magie eben auf andere Weise aufladen. Bei dem bloßen Gedanken schaudere ich. Mit meiner Percy-freien Hand massiere ich mir die rechte Schläfe, so fest, dass sich meine Fingerkuppen in die weiche Mulde unter der Haut bohren.

Ich habe gerade die Augen geschlossen, da fragt hinter mir jemand: »Probleme mit dem Automaten, Chan?«

In der Stimme schwingt offensichtliche Häme mit. Die Aussprache ist so präzise, wie sie ausschließlich mithilfe internationaler Privatlehrer werden kann. Und auch dann nur, wenn man ein unerträglicher, privilegierter Kotzbrocken ist.

Ich schlage die Augen auf. Es ist Harrisford. Wer auch sonst? Harrisford Briggs, Einserstudent und Arschgeige erster Klasse.

Es ist so typisch für ihn, sich an meinem Unglück zu laben.

Nachdem ich einen langen, ostentativ entnervten Seufzer von

mir gegeben habe, drehe ich mich zu ihm um. »Lass mich in Frieden, Briggs.«

Unauffällig schiebe ich mich so vor das Display, dass er die Meldung darauf nicht lesen kann, die immer noch aufleuchtet wie ein extrem aufdringlicher Wecker mit Sechs-Minuten-Snooze-funktion. Hitze kriecht meinen Hals rauf, aber ich achte nicht darauf, sondern hebe das Kinn und mustere Harrisford finster.

Der versucht nicht mal, zu verbergen, dass er einen Blick auf das Display erhaschen will. »Soll ich dir Geld leihen?« Er zückt seine Karte und wedelt mir damit vor der Nase herum. »Ich könnte dir sogar Rabatt geben. Unter Freunden und so weiter, du weißt schon.« Er hebt eine Braue und grinst herablassend.

»Nein danke.« Soll sich der Arsch doch wen anders suchen, vor dem er mit seinem Reichtum angeben kann. Harrisfords Vater Darghan Briggs sitzt in der obersten Geschäftsführung von MageCorp und arbeitet eng mit Nathaniel Price zusammen, dem ehemaligen Besitzer des Katers, den ich gerade unter meiner Strickjacke verstecke. Was sind sie nicht für eine große, glückliche Familie von Vetternwirtschaftlern.

Harrisford selbst ist Jahrgangsbester des Fachbereichs für Mythische Kreaturen, dem rivalisierenden Studienzweig hier in Seamere. Während die Studierenden in meinem Zweig – Magische Seelentiere – als die Intellektuellen der Veterinärmedizin gelten, sind die Leute aus Mythische Kreaturen eher als wilde Cowboys bekannt, denen es einen Kick gibt, wenn sie Drachen mit dem Lasso einfangen und mit der Kettensäge und örtlicher Betäubung Notoperationen durchführen. Sie leisten vor allem Feldarbeit – auf Koppeln, in Ställen und in freier Wildbahn – während wir Familiar-Studis wie zivilisierte Menschen drinnen in einer Klinik arbeiten.

Der Fachbereich für mythische Kreaturen ist ein typischer Jungsverein, und Harrisford ist der ungekrönte König. Natürlich gibt es auch ein paar Frauen, Enbys und genderfluide Personen,

aber sie bilden die Ausnahme. Und auf uns Familiar-Studis blicken die Kreaturen-Studis herab, weil sie uns für verweichlichte Großstadtpflanzen halten.

Seit meinem ersten Tag an der Uni ist Harrisford mein größter Konkurrent. Damals hat er direkt herausgefunden, dass ich Stipendiatin bin und damit eine von den »Schlaunen« – also eine Bedrohung für seine Vorherrschaft. Damals hatten wir uns noch nicht für unsere jeweiligen Fachbereiche entschieden, und der gesamte Jahrgang hatte ein Jahr lang gemeinsam Kurse: Anatomie magischer Geschöpfe, paranormale Parasitologie, Zauberspharmakologie. Während Pharma klaute mir Harrisford eines Tages eine der Zutaten, die ich für ein Elixier brauchte, weshalb ich ein weniger geeignetes Substitut verwenden musste und dadurch inmitten eines kompletten Kurses unbedarfter Erstsemester mein Messbecher explodierte. Harrisford selbst hatte sich natürlich rechtzeitig aufs Klo verzogen und machte sich nach seiner Rückkehr lustig, während wir anderen uns die Kröteneingeweide von den Roben klaubten. Da die Dozentin anderweitig beschäftigt war, nutzte er die Gelegenheit, um mit einem unerträglich selbstgefälligen Grinsen das verschrumpelte Stückchen Rattenblinddarm, das er zuvor aus meinem Vorrat gestohlen hatte, in die Luft zu werfen und zu fangen.

Seitdem sind wir Feinde, Konkurrenten und Rivalen. Erzgegner. Er an der Spitze von Mythische Kreaturen, ich bei Magische Seelentiere. Hin und wieder lag einer von uns am Jahresende vorn, aber meistens hatten wir Gleichstand.

Ich knirsche mit den Zähnen. Dieses Jahr wird das anders aussehen. Weil es *muss*. Dieses Jahr werde ich Harrisford in der Abschlussprüfung besiegen und auf diese Weise dafür sorgen, dass ihm ein für alle Mal sein schmieriges Grinsen vergeht. Weil es der einzige Weg ist, meine Familie vor dem finanziellen Ruin zu bewahren.

Harrisford zuckt mit den Achseln. »Wie du meinst.« Er steckt

die Karte wieder ein und richtet die Augen – das eine eisblau, das andere braun – auf die Beule unter meiner Strickjacke. »Hast du noch was vor?«

Ich schlucke und zwingen mich, den Blick von ihm zu lösen. Es ist unverschämt, wie gut Harrisford seine Heterochromie steuert. Bei jedem anderen würde ich die unterschiedlichen Augenfarben als störend empfinden. Aber an ihm ...

Meine Wangen werden heiß, und mein Herz legt ein paar schmerzhaftes Hüpfen ein. Ich kann nur beten, dass Percy nicht wieder zu zappeln anfängt, weil er meine Aufregung bemerkt. Mein Hass auf Harrisford – und den heutigen Magiepreis – haben mich so abgelenkt, dass ich kurz vergessen habe, was ich mitten auf dem Campusgelände mit mir herumtrage: notdürftig versteckte illegale Schmuggelware.

Percy aufzunehmen, war nicht nur ein Verstoß gegen die Vorschrift am Saint Gertrude's, dass keine herrenlosen Tiere aufgenommen werden dürfen, und eine direkte Missachtung eines Kundinnenwunsches – ich habe damit auch eine der wichtigsten Grundregeln des gesamten Seamere College gebrochen: Studierende dürfen grundsätzlich keine Tiere halten, außer sie haben diese bereits von zu Hause mitgebracht. Die Regel ist knapp fünfzig Jahre alt und sollte verhindern, dass weichherzige Tiermedizinstudierende Dutzende von herrenlosen Streunern bei sich aufnehmen.

Ich weiß das, und Harrisford weiß es auch. Genauso wie er weiß, dass sich meine Familie kein Seelentier leisten kann, selbst wenn wir eine offizielle Lizenz dafür erhalten würden.

Was bedeutet: Wenn Harrisford Percy entdeckt, wird er sofort wissen, dass ich ihn aus der Tierklinik gestohlen habe. Und dann wäre alles vorbei. Meine Ausbildung und meine Karriereaussichten. Weil es nichts – und damit meine ich wirklich *nichts* – gibt, was Harrisford mehr genießen würde, als meinem Niedergang beizuwohnen. Bald sieben Jahre lang war ich seine Nemesis Nu-

mero eins, der Stachel in seinem Fleisch. Und wenn es den einen Moment gibt, in dem es sich wirklich lohnt, mich zu vernichten, dann ist er jetzt gekommen, wo wir so kurz vor dem Abschluss stehen und bald unsere endgültigen Noten erhalten.

Mir wird flau im Magen, und mir bricht der kalte Schweiß aus. Dass Percy ausgerechnet jetzt unter meiner Kleidung einen bitzelnden Funken ausgestoßen hat, macht die Sache nicht leichter. *Ich brauche diesen Abschluss so viel mehr als du, Briggs!*

Harrisford ist reich. Er wird nach seinem Abschluss mit links einen guten Job bekommen, ganz gleich mit was für Noten. Er will mich nur aus Prinzip schlagen. Ich dagegen *muss* Jahrgangsbeste werden. Weil ich die Vorteile, die damit einhergehen – ein Preisgeld und ein gut bezahlter Posten im Ministerium –, wirklich *brauche*.

»Ich bin nur auf dem Weg ins Wohnheim«, stoße ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor und drücke Percy dabei fest an mich.

»Klar.« Harrisford runzelt kaum merklich die Stirn und mustert meinen Bauch noch eine Spur penetranter. Ich hege die verzweifelte Hoffnung, dass ihm vielleicht entgangen sein könnte, dass Percy sich gerade ein winziges bisschen bewegt hat. Meinetwegen kann er auch glauben, ich hätte mir irgendeinen schnell wachsenden magischen Parasiten eingefangen. Hauptsache, er kommt nicht darauf, dass ich unerlaubt eine Katze in mein Zimmer schmutzele.

Ich schlucke, weiß nicht, wie ich das Gespräch am Laufen halten und Harrisford davon abbringen soll, weiter auf meinen Bauch zu starren. »Und wo willst du hin?«

Mein Tonfall ist streitlustiger als beabsichtigt, aber egal. Schließlich habe ich es mit Harrisford zu tun. Ich hebe das Kinn und fahre im selben Ton fort: »So wie du aussiehst, könntest du auf dem Weg zur Beerdigung eines *jiàngshí* sein.«

Harrisford hat sich heute herausgeputzt. Statt seines übli-

chen Kreaturen-Studi-Overalls trägt er einen teuer aussehenden schwarzen Umhang. Das goldblonde Haar hat er sich aus dem Gesicht gekämmt, aber so, dass ihm direkt über seinem braunen Auge eine einzelne Strähne in die Stirn fällt. An den Füßen trägt er glänzende schwarze Halbschuhe aus Leder mit absurd spitzen Kappen. Auf einer seiner breiten Schultern sitzt sein Seelentier, eine Bartagame.

Es ist mir ein Rätsel, wie es Harrisford gelingt, ständig so geschniegelt auszusehen, obwohl er den ganzen Tag lang auf schlammigen Koppeln durch Einhornscheiße kriecht. Vermutlich ist er so reich, dass er es sich leisten kann, alle Stunde seine Kleidung zu wechseln. Bestimmt hat er Hunderte schmal geschnittene Leinwandhemden und unnötig enge Designerhosen im Schrank.

Ruckartig hebt er den Kopf und verengt die Augen zu Schlitzen. »Die Beerdigung von einem was?«

Ich hatte kurz vergessen, dass er wohl kaum wissen wird, was ein *jiàngshí* ist, da sie in China beheimatet und in England praktisch nie anzutreffen sind. Meine Eltern reden ständig über sie, aber hier haben die meisten Menschen noch nie davon gehört. »Eine Mischung aus Vampir und Zombie«, murmelte ich. Meine Wangen brennen. »Sie ... na ja, also eigentlich sind sie unsterblich.«

Eine Weile lang mustert Harrisford mich schweigend. Dann sagt er: »Du weißt schon, dass es ganz schön armselig ist, wenn man seinen Witz nachher erklären muss, oder, Chan?«

Worauf ich in dem herablassendsten Ton, den ich zustande bringe, erwidere: »Dann wird es dich sicherlich erleichtern, zu erfahren, dass ich meine Witze ausschließlich Menschen erkläre, die zu dämlich sind, um sie zu kapieren.«

Die Augenschlitze werden noch schmaler. »Touché.«

Bilde ich mir das nur ein, oder zuckt da der Anflug eines Lächelns um seine Mundwinkel?

Glücklicherweise hat Harrisford inzwischen aufgehört, mei-

nen Bauchklumpen alias Percy zu mustern. Stattdessen hat er den Blick auf mein Gesicht gerichtet, das inzwischen mit einiger Sicherheit von einem Schweißfilm überzogen ist, denn der Abend ist warm, und abgesehen davon unterzieht mich der magiphilische Kater unter meiner Strickjacke einer Elektroschocktherapie.

Ganz zu schweigen von der lodernden Wut, die Harrisfords Anwesenheit in mir weckt. Wenn ich wütend bin, wird mir grundsätzlich heiß und kribbelig. Als wäre ich ein Phönix, der jeden Moment in Flammen aufzugehen droht. Und das Bewusstsein darüber, wie viel schlimmer ich aussehen muss als er, macht es nicht besser.

»Ich bin tatsächlich auf dem Weg zu einer Beerdigung«, sagt Harrisford jetzt mit leicht zur Seite geneigtem Kopf. »Von jemandem, der mir sehr wichtig war.«

Mein Herz setzt einen Schlag lang aus. Das wusste ich nicht. »Ich ... Es ... Das tut mir leid«, stammle ich.

Sosehr ich Harrisford Briggs auch hasse, wehtun will ich ihm nicht. Ich will *nie* jemandem wehtun, auch wenn ich es häufig versehentlich tue. Eigentlich schwanke ich beständig zwischen zwei Daseinszuständen: extremer Unbeholfenheit und Schuldgefühlen wegen besagter Unbeholfenheit. Wobei das eine meist zum anderen führt und das andere zum einen, sodass ich meistens eigentlich beides zugleich bin.

Harrisford mustert mich eindringlich. Dann wirft er den Kopf in den Nacken und bricht in schallendes Gelächter aus. Meine Scham zieht sich zu einer kleinen, harten Kugel zusammen, einem verknöcherten Tumor aus Wut. Der Drang, Harrisford die Fresse zu polieren, ist so gewaltig, dass meine Hand zuckt.

Es dauert mehrere lange Sekunden, bis sein Gelächter verstummt. Anschließend bekommt er einen Schluckauf und wischt sich mit einem eleganten Handrücken die Augen trocken. »Himmel, bist du naiv, Chan«, keucht er, noch immer leise vor sich hin glucksend. »Du hättest dich mal sehen sollen!«

Ich richte mich zu meiner vollen Größe auf. »Du bist so was von daneben, Briggs!«, fauche ich. »Über Beerdigungen macht man keine Witze.«

Er wird schlagartig ernst, und seine Stimme nimmt einen eisigen Ton an. »Aber wenn du es tust, ist das in Ordnung, ja?«

Ich werfe ihm einen vernichtenden Blick, sage aber nichts weiter, weil er natürlich recht hat und mir keine passende Retourkutsche einfällt.

Das war's, ich bin fertig hier. Wutentbrannt mache ich auf dem Absatz kehrt und marschiere davon. Die Reifen meines Fahrrads quietschen. Ich schiebe es, Percy zuliebe, der sich warm und flauschig an meine Brust kuschelt.

Es ist zwecklos, sich Harrisford Briggs gegenüber wie ein zivilisierter Mensch verhalten zu wollen.

Vollkommen und durch und durch zwecklos.



K A P I T E L 3

Harrisford

Sie hat etwas zu verbergen. Auch wenn ich keine Ahnung habe, was. Aber eins weiß ich genau: dass Gwendolynne Chan ein Geheimnis hat.

Ich beobachte, wie sie mit ihrem Fahrrad an der Hand in Richtung des Heywood-Wohnheims davonmarschiert. Irgendetwas steckt unter ihrer Strickjacke – der augenkrebseregendsten Scheußlichkeit aus gestricktem Acryl, die ich je gesehen habe. Und es mag sein, dass mir mein Verstand aus lauter Grauen vor der unerträglichen Langeweile, die mir heute Abend noch bevorsteht, Streiche spielt – aber ich könnte schwören, dass sich dieses Etwas bewegt hat.

Mein Argwohn ist geweckt. Ob es sich um etwas handelt, das sie für den Versuch einsetzen will, mich bei unserer Abschlussprüfung zu schlagen? In wenigen Wochen ist es so weit. Vielleicht trägt sie ja die Zutaten für einen Zaubertrank zusammen, mit dem sie mich am entscheidenden Tag außer Gefecht setzen kann. Ich würde es ihr nicht einmal verdenken. Seit beinahe sieben Jahren ist sie meine einzige echte Konkurrenz hier, die einzige Studentin in ganz Seamere, gegen die ich mich nicht durchsetzen kann.

Bei allen anderen war das kein Problem, denn deren kleine menschliche Schwächen sind leicht zu identifizieren. Und sobald ich diese Schwächen erkannt habe, kann ich sie für mich arbeiten

lassen. Um ehrlich zu sein, gehöre ich vermutlich gar nicht an die Jahrgangsspitze. Ich bin zwar durchaus nicht auf den Kopf gefallen, aber die größte Leuchte auf Erden bin ich auch nicht. Dafür verfüge ich allerdings über zwei andere Qualitäten, durch die ich den anderen weit voraus bin: erstens die Motivation. Weil mein Vater mich so was von umbringen würde, wenn meine Noten auch nur den kleinsten Knick bekämen. Und zweitens fällt es mir leicht, Leute zu durchschauen. Zu erkennen, wodurch sie sich provozieren oder ablenken lassen. Was sie glücklich macht.

Bei Chan allerdings? Fehlanzeige. Gwendolynne Chan gibt rein gar nichts über sich preis. Sie mauert, bleibt für sich. Von uns übrigen Studierenden hält sie sich weitestgehend fern. Man kommt gar nicht erst nah genug an sie ran, um ihre Schwächen identifizieren zu können.

Glühend heiße Wut lodert in mir auf und verbreitet ihren vergifteten Atem. Gwendolynne macht mich rasend mit ihrer Art. Und was war dieses Ding unter ihrer Strickjacke?

Das Summen meines Straps reißt mich aus meinen Gedanken. Ich werfe einen Blick auf das extrabreite Display. Eine Nachricht von Vater. Sie besteht nur aus vier Worten:

Du bist zu spät.

Kein »Wie geht's dir?«. Nicht mal ein »Hallo«. Es ist jetzt eine Woche her, dass wir zuletzt gesprochen haben, und trotzdem kennt er nur ein Thema: was ich mal wieder falsch gemacht habe.

Schlecht gelaunt setze ich meinen Weg zum Eingangstor fort, wo bereits ein Fahrzeug meines Vaters wartet. Es ist stromlinienförmig, schwarz und viel zu groß, um auf normalen Straßen Platz zu finden. An der Beifahrertür lehnt ein Chauffeur, der an sich überflüssig ist, weil das Auto mit Magie betrieben wird. Aber er macht Eindruck, und das ist am Ende alles, was meinen Vater interessiert.

Ich hebe meinen Umhang an und steige in das kühle, lederverkleidete Wageninnere. Aus den Lautsprechern dringt leise Mozart, und im Eisfach stehen Mineralwasserflaschen bereit.

Wir fahren los. Der magiebetriebene Motor läuft vollkommen geräuschlos. Während wir durch die Straßen gleiten, umgehen wir auf wundersame Weise Fußgänger, die uns gar nicht zu sehen scheinen, weichen knapp entgegenkommenden Fahrzeugen aus und schießen auf engen Einbahnstraßen an leuchtend roten Doppeldeckerbussen vorbei. Quetschen uns durch Gassen und Lücken im Verkehr, durch die ein Auto dieser Größe eigentlich gar nicht passen dürfte.

Nur wenige Minuten später haben wir das Naturkundemuseum erreicht, das sich mitten in London befindet. Dabei ist Seamere nicht mal ansatzweise in Stadtnähe gelegen. In diesen Wagen fließen Unmengen an MageCredits, die ihn schneller machen. Anpassungsfähiger, unsichtbarer. Übermäßig viele Credits, wenn ich ehrlich bin. Denn ich hätte heute ja auch einfach früher aufbrechen und mit Normalgeschwindigkeit durch den Stadtverkehr fahren können, ohne so hohe Extrakosten zu verursachen. Aber ich weiß, dass Vater alles, was mit dem Wagen zusammenhängt, von der Steuer absetzt.

Und am Ende war es ja auch besser, dass ich so spät losgefahren bin, weil ich sonst nicht Gwendolynne über den Weg gelaufen wäre und vermutlich nie herausgefunden hätte, dass sie irgendwas ausheckt.

Ich mahle so fest mit den Kiefern, dass meine Kaumuskeln wehtun. Was hat sie nur vor? Ich muss es unbedingt noch vor dem ersten Teil der Abschlussprüfung herausfinden.

Reiß dich zusammen, Briggs, weise ich mich in Gedanken zu recht. Du wirst ja wohl keine Angst vor einer Durchschnittshexe wie Gwendolynne Chan haben! Ganz gleich, was sie im Schilde führt, um mich um meine wohlverdiente Auszeichnung als Jahrgangsbester zu bringen.

Nur dass sie eben keine Durchschnittshexe ist, flüstert eine Stimme in meinem Kopf, die ich auf der Stelle unterdrücke. Ich sollte keinen Gedanken an Gwendolynne und ihre erbärmlichen kleinen Intrigen verschwenden. Jedenfalls nicht heute Abend. Heute muss ich mich auf etwas viel Wichtigeres konzentrieren: meine Zukunft.

Nachdem wir gehalten haben, springt der Chauffeur aus dem Wagen und hält mir die Tür auf. So hat er am Ende also doch noch etwas für seinen Lohn getan.

Hastig lasse ich meine Bartagame in einer Innentasche meines Smokings verschwinden, dann steige ich aus. »Danke.«

Der Fahrer reagiert mit einem Nicken, das allerdings ziemlich steif ausfällt, weil seine Uniform einen so hohen Kragen hat.

Die reich verzierten gotischen Türme des Museums ragen bedrohlich in den amethystfarbenen Himmel empor, und die beiden bogenförmigen Eingänge glühen wie die Pforten zur Unterwelt.

Wie befürchtet erwartet mich Vater am oberen Absatz der Steintreppe. Er wirkt unzufrieden und ist umgeben von einer Aura der Erschöpfung. Die strengen Linien um seine nach unten gezogenen Mundwinkel treten noch deutlicher hervor als sonst, und unter seinen Augen liegen dunkle Schatten.

»Lässt du dich also endlich dazu herab, uns mit deiner Anwesenheit zu beehren?«, begrüßt er mich kühl, als ich die Treppe hinaufsteige.

Ich seufze und lasse die Schultern hängen. »Hallo, Vater.«

»Ich hoffe, deinen Trotz gibst du zusammen mit deinem Umhang an der Garderobe ab, Harrisford.« Er mustert mich stirnrundelnd. »Vergiss nicht, dass ich dir mit dem heutigen Abend ...«

»... einen Gefallen tue«, beende ich den Satz für ihn, da ich ihn inzwischen auswendig kenne. Schließlich hat Vater mich schon gefühlt zehntausendmal daran erinnert. »Wie könnte ich das vergessen?«

Beim heutigen Anlass handelt es sich offiziell zwar um eine

Charity-Gala, aber Vater behauptet, dass er sie einzig und allein meinerwegen veranstaltet. Ich stehe kurz vor dem Abschluss, also soll ich mich bei der Crème de la Crème der magischen Oberschicht beliebt machen: den Ministern und Parlamentsmitgliedern, den CEOs und Promis. »Das ist *die* Gelegenheit zum Netzwerken«, hat er mir wieder und wieder eingeschärft. »Für den Fall, dass du die Stelle im Ministerium doch nicht bekommst.«

Wobei ich sie bekommen *werde*. Weil ich meine Abschlussprüfung mit Bravour meistern und die Uni als Jahrgangsbester verlassen werde. *Ich*, nicht dieser Abschaum aus der Unterschicht von Manchester namens Gwendolynne Chan.

Wir stellen uns hinter einigen anderen Gästen an, und ich komme nicht umhin, festzustellen, dass Vater heute ungewöhnlich hibbelig wirkt. Während wir darauf warten, dass wir durch die Security gewunken werden, verschränkt er die Arme und trommelt mit den Fingern auf seinen Oberarmen herum. Als ihm ein Minister in Robe auf die Schulter tippt, um ihn zu begrüßen, fährt er sogar zusammen, und sein Blick zuckt durch die Eingangshalle, als würde er nach etwas suchen. Auf seiner hohen Stirn hat sich ein Film aus winzigen Schweißperlen gebildet.

Jetzt, wo ich darüber nachdenke, fällt mir auf, dass er sich schon seit einer ganzen Weile seltsam benimmt. Seit Monaten, um genau zu sein.

Ich brauche kurz, um sein heutiges Verhalten richtig einordnen zu können: Er ist nervös! Was ungewöhnlich ist. Mein Vater ist nie nervös. Wütend, gehässig, boshaft, kritisch? Ja. Aber nervös habe ich ihn noch nie erlebt. Jedenfalls nicht so.

»Ist alles in Ordnung?«, frage ich vorsichtig, als wir endlich unsere Umhänge abgeben.

»Alles bestens«, entgegnet er knapp, während er dem Garderobier seinen Umhang zuwirft.

Nach kurzem Schweigen versuche ich es erneut. »Ich frage nur, weil du ein wenig ... angespannt wirkst.«

Er starrt mich unangenehm lange an, dann sagt er: »Du hast heute Abend nur eine einzige Aufgabe, Harrisford.« Seine Stimme hat einen lehrerhaften Tonfall angenommen. Als wäre er im Hörsaal und würde einen Vortrag halten. »Und die lautet, wichtige Menschen kennenzulernen. Dich bei ihnen beliebt zu machen und einen guten Eindruck zu hinterlassen. Alles andere braucht dich nicht zu interessieren. Insbesondere solltest du deine Nase nicht in Angelegenheiten stecken, die dich nichts angehen.«

Sendend weißer Zorn flammt in mir auf, und mein Herz klopft schneller. Doch als ich etwas entgegen will, ist mein Vater längst weitergegangen. Wie immer interessiert es ihn nicht, was ich zu sagen habe.

Eilig streife ich meinen Umhang ab und drücke ihn dem Garderobier in die Hand.

Ich weiß selbst nicht, wieso ich es immer wieder versuche. Warum ich mich nach wie vor bemühe, die tiefe Kluft zwischen Vater und mir zu überwinden.

Als ich jünger war, hatte er ständig zu tun. Nie hatte er Zeit, etwas mit mir zu unternehmen, zu spielen oder sich sonst wie mit mir zu beschäftigen. Ein Teil von mir hoffte, dass sich das ändern würde, wenn ich alt genug wäre, um seine Interessen zu teilen. Aber ganz egal, wie sehr ich mich anpasste – seine Hobbys übernahm, mich in die für ihn wichtigen Themen einlas, mich sogar kleidete wie er –, nichts schien daran etwas zu ändern, dass er mich behandelt, als wäre ich die Luft nicht wert, die ich atme.

Achte einfach nicht auf ihn, Harrisford, reißt mich die Stimme in meinem Kopf aus meinen trüben Gedanken. Das hier ist dein Abend. Lass nicht zu, dass er ihn dir kaputtmacht.

Da Seelentiere bei diesem Anlass eigentlich nicht erwünscht sind, kann ich nur hoffen, dass niemand die reptilienförmige Beule bemerkt, die sich von meiner Brusttasche aus mit mir unterhält. Zu meinem Glück findet die Kommunikation zwischen Mensch und Familiar per Gedankenübertragung statt.

Seufzend vergrabe ich die Hände in den Hosentaschen und stapfe hinter meinem Vater her.

So wenig ich auch hier sein will – selbst ich muss zugeben, dass die Hintze Hall heute beeindruckend aussieht. Die bemalte Gewölbedecke und die verzierten Bogengänge sind auch unter normalen Umständen schon beeindruckend, aber heute haben sich die Eventplaner richtig ausgetobt. Tausende MageLights schweben frei in der Luft wie winzige Glühwürmchen, und aus dem Mosaikboden sprießen echte Tannen, an denen Lichterketten funkeln.

Das Motto des heutigen Abends lautet »Winterwunderland«. Stalaktiten hängen von der hohen Decke, und das Catering-Personal gleitet auf Schlittschuhen durch den Saal, die eine Hand breit über dem Boden schweben. Auf den Balkonbrüstungen liegt Schnee, der unter Garantie verzaubert ist, damit er nicht schmilzt.

Auch die Decke wurde verzaubert, denn von oben wirbeln echte Schneeflocken herab und schweben sanft zu Boden, wo sie verschwinden, ohne Pfützen zu hinterlassen. Die MageLights bringen den Schnee zum Schimmern, und Scheinwerfer senden schillernde, funkelnde Regenbogen durch die Luft. Das Blauwal skelett, das unter der Kuppel aufgehängt ist, wurde ebenfalls mit einem Zauber versehen: Es bewegt sich träge, als würde es durchs Meer schwimmen.

Ich kann nicht anders, als beeindruckt zu sein. Einen derart schweren Gegenstand zu verzaubern, damit er sich über einen längeren Zeitraum hinweg bewegt, erfordert herausragende Fähigkeiten. Blinzelnd lege ich den Kopf in den Nacken und versuche, die Mechanik zu durchschauen, die in der Tat ein beeindruckendes Stück magische Ingenieurskunst darstellt.

Die gesamte Halle schimmert und ist getränkt mit Magie und durch und durch präventiös – umso mehr, weil wir Hochsommer haben. Aber das ist nun mal der Stil von MageCorp: pompöse Auftritte wie ein Ball mit Wintermotto mitten im heißesten Mo-

nat des Jahres – einfach nur, um zu beweisen, dass man es sich leisten kann.

Der Raum ist durchdrungen von dem überwältigenden Geruch von zu viel Magie.

Vater ist nirgends zu sehen, was mir nur recht ist. Ich schnappe mir ein Glas vom Tablett einer vorbeigleitenden Kellnerin. Der Champagner prickelt auf meiner Zunge. Er schmeckt nach dem Versprechen, eine Weile lang vergessen zu dürfen und einfach den Abend zu genießen.

»Ist das etwa Alkohol, Harrisford?«, sagt jemand hinter mir.

Als ich mich umdrehe, habe ich Samuel Sloane vor mir, einen Talkshowmoderator aus der B-Prominenz, der gerade auf das Glas in meiner Hand deutet. Seine normalerweise gebräunte Haut ist heute weiß gepudert. Das Make-up hat sich in seinen Falten gesammelt, und als Kostüm trägt er ein Eisbärenfell. Sein Gesicht späht aus dem aufgerissenen Maul. Als Samuel näher kommt, zwinkert der Bär und brüllt auf.

Ich bin versucht, mit den Augen zu rollen, verkneife es mir aber. Alles nichts weiter als billige Magie.

»Und das auch noch unter der Woche.« Samuel zieht einen übertriebenen Flunsch und schüttelt den Kopf. »Ts, ts.«

»Ich bin fünfundzwanzig«, fauche ich. »Und das ist mein erstes Glas.«

Samuel ist ein Freund von Vater. Ich war schon auf zahllosen Partys, bei denen er ebenfalls zu Gast war, und jedes Mal versucht er, sich an mich ranzumachen.

»Schade.« Er zwinkert. »Das ist ja sogar noch enttäuschender.«

Würg. Und wieder mal will er mich abfüllen. Ich versuche, mich an ihm vorbeizuschieben, aber er legt mir die Hand auf die Schulter und hält mich auf.

»Lass mich los, Samuel.« Ich versuche, ihn abzuschütteln, aber sein Griff ist unerbittlich, und er beugt sich so weit zu mir vor, dass ich den Alkohol in seinem Atem riechen kann.

»Wieso?« Er lallt schon, wenn auch kaum merklich. »Hast du Angst, was passieren könnte, wenn du dich in meiner Nähe be-trinkst?« Er gräbt die Finger schmerzhaft in meine Schulter.

»Nein. Ich –« Dann verstumme ich abrupt. Denn mir ist etwas an Samuels Eisbärenkopf aufgefallen: Er sprüht Funken.

Und nicht nur das. Aus den Augen kräuseln sich feine Rauch-wolken. Und der Schnapsgeruch, der aus Samuels Mund dringt, weicht etwas deutlich Bedrohlicherem: dem beißenden Gestank von kokelndem Fell.

»Lass mich los!«, rufe ich laut und schiebe Samuel von mir. »Du stehst in Flammen! Zieh sofort das Ding da aus!«

»In ... in Flammen?« Stirnrunzelnd sieht er mich an, hat aber sichtlich Probleme, mich zu fokussieren. »Was redest du denn da, Harrisfor–«

»Das Fell!« Ich deute auf den Eisbärkopf. »Zieh es aus, wenn du nicht –«

Mir bleibt keine Gelegenheit mehr, den Satz zu Ende zu brin-gen, denn keine Sekunde später geht der gesamte Kopf in Flam-men auf. Einfach so und an der gesamten Oberfläche zugleich.

Samuel schreit auf und schlägt auf seinen Kopf ein, nur um erneut aufzuschreien, als er sich dabei die Hände verbrennt.

Ohne nachzudenken, schütte ich ihm den Inhalt meines Champagnerglases über den Kopf und hechte zum nächsten Tisch, auf dem ein Flaschenkühler voll Eiswasser steht, den ich ebenfalls über Samuel entleere.

Erst da fällt es mir auf: Der gesamte Raum bebt! Die Mage-Lights zittern. Die Zweige der Tannen wiegen sich, obwohl kein Wind in der Luft liegt. Und das Blauwalskelett, das an Ketten von der Decke hängt, lässt seine Knochen klappern.

»ALLE IN DECKUNG!«, brülle ich und werfe mich, die Arme schützend über dem Kopf, auf den Boden.

Dann explodiert die Welt.

K A P I T E L 4



Gwendolynne

Zum Glück ist hier am College niemand sonst so neugierig wie Harrisford Fucking Briggs, weshalb es mir gelingt, Percy ohne weitere Zwischenfälle oder peinliche Begegnungen in mein Wohnzimmer zu bugsieren. Als er sich indigniert aus seinem Strickgefängnis befreit, erwischt er mich mit den Krallen seiner Hinterläufe am Bauch.

Aber mein »Autsch!« scheint er entweder nicht zu hören, oder es interessiert ihn nicht. Er schießt unters Bett und weicht auf dem Weg Papierstapeln, einzelnen Socken und beschämend großen Wollmäusen aus.

Ich lege mich bäuchlings auf den Boden und spähe in die Finsternis. Er hat sich im Schutz der Schatten in eine Ecke gekauert, wo er hin und wieder einen Funkenregen niedergehen lässt.

Da er vermutlich Hunger hat, durchwühle ich meinen Mini-kühlschrank auf der Suche nach etwas halbwegs Passendem. Um noch richtiges Katzenfutter zu besorgen, ist es schon zu spät, aber morgen erledige ich das gleich als Erstes. Bis dahin werden wir schon irgendwie zurechtkommen.

Die Innenbeleuchtung vom Kühlschrank geht nicht mehr, das MageLight ist seit einer Ewigkeit kaputt, und ich habe mir nie die Mühe gemacht, sie zu reparieren. Und sein Inhalt ist kläglich: eine Packung Scheiblettenkäse, der an den Kanten schon hart ge-

worden ist, und ein halb leerer Karton Sojamilch. In der Schublade mit dem Knabberzeug sieht es auch nicht besser aus: Müsliriegel und alles, was ich mir beim Lernen sonst noch nebenbei in den Mund stopfen kann – Minibrezeln, Nüsse und eine alte Packung ledriges Beef Jerky, das mir meine Mutter mal besorgt hat, »für Eisen«. Schließlich stoße ich auf eine noch ältere Dose Thunfisch und kippe den Inhalt in eine kleine Schüssel, die ich vor das Bett stelle.

Percy ignoriert mich vehement, genauso wie die Beef-Jerky-Stückchen, die ich ihm hinwerfe, oder die Käsebröckchen, mit denen ich es aus reiner Verzweiflung noch versuche.

»Ehrlich?«, frage ich ihn ungläubig. »Du magst *nichts* davon?«

Aber natürlich antwortet er nicht. Das dem Ministerium untergeordnete Amt für Magische Tiere ist die einzige Möglichkeit, an eine Lizenz für die Haltung eines Seelentiers zu gelangen. Erst wenn man dieses Dokument in Händen hält, darf das Verbindungsritual durchgeführt werden, das die direkte Kommunikation zwischen Mensch und Seelentier ermöglicht.

Und ich weiß, dass ich niemals eine solche Zulassung erhalten werde. Erstens, weil die Collegevorschriften das gar nicht zulassen. Und zweitens, weil ich mir nie im Leben eine leisten könnte.

Für mich wird Percy ohne Zulassung niemals mehr sein als ein normaler alter Kater. Und seine Seelenverbindung zu diesem schleimigen MageCorp-CEO Nathaniel Price wird bestehen bleiben.

Auf einmal fällt mir etwas auf, und mir gefriert das Blut in den Adern. Meine Arme und Beine fühlen sich taub an, und ich taste nach meinem Gesicht, weil ich es kaum noch spüre.

Die Prices halten Percy für tot. Aber er ist es nicht. *Er lebt*. Und Menschen können per Gedankenübertragung mit ihren Seelentieren kommunizieren. Was bedeutet ...

»Percy«, sage ich und lege mich wieder auf den Boden. »Was

du auch tust, sprich nicht mit deinem Herrchen, okay? Nathaniel hält dich für tot. Er *will* sogar deinen Tod. Wenn du mit ihm sprichst, findet er alles heraus und lässt dich abholen. Aber wenn du schweigst ...«

Percy starrt mich aus seiner dunklen Ecke heraus an. Sein einzelnes Auge reflektiert das Licht gelb. Nach einer gefühlten Ewigkeit verschwindet es einen Moment lang, weil er langsam blinzelt. Da weiß ich, dass er begriffen hat.

Mit einem erleichterten Seufzer drücke ich mich vom Boden hoch und lasse mich auf meinen abgenutzten Schreibtischstuhl fallen, stütze die Ellenbogen auf die Tischfläche und massiere mir die Stirn. Mir graut vor dem, was als Nächstes kommt.

Die meisten anderen Studierenden – die, deren Familien es sich leisten können, sie auch ohne Stipendium nach Seamere zu schicken – können es sich leisten, ihren Magiespeicher nach Lust und Laune aufzufüllen. Magie zu kaufen, ist für sie eine lästige Alltäglichkeit, so wie Stifte, Schriftrollen, Ersatzproben oder Lehrbücher zu besorgen.

Ich dagegen muss mich darauf beschränken, das absolute Minimum zu kaufen, wenn die Preise gerade besonders niedrig sind, und gehe extrem sparsam mit meinem Vorrat um. Weil ich für so gut wie alles, was ich mache, Magie brauche: lernen, Prüfungen ablegen, meine Schichten im Saint Gertrude's. Sogar das Aufladen des Akkus an meinem Strap kostet Magie.

Es gibt zwar auch ein paar kleinere Unternehmen, die Magie verkaufen, aber MageCorp und Linksphere sind die mit Abstand größten und teilen sich das Marktmonopol. Sie ernten die Magie und kontrollieren die Transportkette, über die sie rund um die Welt verteilt wird. Und sie handeln mit den Seelentieren, die es Menschen ermöglichen, Magie aus der Atmosphäre effizienter zu kanalisieren und zu speichern. Noch züchten sie die Tiere zwar nicht, aber man geht allgemein davon aus, dass auch das nur noch eine Frage der Zeit ist.

Das Ganze ist ein riesiges Geschäft, und wie man uns in »Einführung in die Magieökonomie« beigebracht hat, ist das etwas Gutes. MageCorp – geleitet von Nathaniel Price und Harrisfords Vater – und Linksphere sind die beiden größten Arbeitgeber für magiebegabte Menschen weltweit. Und Magiespeicher mögen zwar kostspielig sein, aber Magie wäre sogar noch deutlich teurer, wenn die beiden großen Player den Markt nicht regulieren würden.

Bis ins letzte Detail verstehe ich das Ganze zwar nicht, aber irgendwo ergibt es schon Sinn. Ein unabhängiger kleiner Tante-Emma-Laden, der Magie verkauft, hat ja viel höhere Grundkosten. Und so sehr ich solche Geschäfte auch unterstützen will – ich kann es mir nicht leisten. Jedenfalls nicht, solange sie so überzogene Preise verlangen.

Hier auf dem Campus bin ich gezwungen, Magie entweder online zu kaufen oder notfalls aus den Verkaufsautomaten von MageCorp oder Linksphere zu ziehen. Eigentlich darf ich mich über die Situation also gar nicht beschweren, da ich – wie so viele aus der magischen Gemeinschaft – eines der vielen Zahnrädchen bin, die das System am Laufen halten. Und das, obwohl MageCorp so unangenehme Nebenwirkungen wie die Existenz von Harrisford Briggs erzeugt!

Seufzend kreppe ich die Ärmel hoch und mache mich an die Arbeit. Meine Hände sind schweißfeucht.

Wenn ich es mir nicht leisten kann, Magie zu kaufen, muss ich einen extrem obskuren Rationierungszauber wirken, der meine Vorräte länger halten lässt. In meinem ersten Jahr hier an der Uni habe ich einen ganzen Haufen ziemlich komplexer Magielehrbücher gewälzt, um herauszufinden, wie er funktioniert.

Da der Prozess so unangenehm ist, macht sich kaum jemand die Mühe.

Manchmal frage ich mich, wie es wohl gelaufen wäre, wenn ich Medizin studiert hätte. Denn magische Ärztinnen benöti-

gen weitaus weniger Magie für ihre Tätigkeit als Tierärztinnen wie ich. Dass unsere Magie schneller und gründlicher verbraucht wird, liegt wohl daran, dass wir so viele unterschiedliche Spezies behandeln.

Aber dieser Gedanke kommt mir nur selten, und ernsthaft bedauert habe ich meine Entscheidung nie. Selbst an den besonders harten Tagen würde ich nichts ändern wollen. Obwohl die Bezahlung und meine Stellung in der magischen Gemeinschaft niedriger sein werden als bei anderen Berufswegen, habe ich mich bewusst für ein Studium der Tiermedizin entschieden. Aus Liebe zu Tieren. Und weil ich helfen will.

Und wenn ich ehrlich bin, auch ein bisschen, weil ich Menschen ziemlich eklig finde.

Ich packe ein Skalpell aus und schließe die Augen. Dabei murmle ich die Zauberformel, die ich inzwischen so gut kenne, dass ich sie im Schlaf aufsagen könnte. Allerdings werde ich von einem lauten Stöhnen unterbrochen, gefolgt von dem unverwechselbaren Laut, mit dem ein Kopfteil gegen die Wand knallt. Die Wände hier sind dünn wie Pergament, eine Tatsache, der ich regelmäßig ins Auge blicken muss, seit meine Zimmernachbarin Bridie Masters mit ihrem neuen Freund Danny Wong zusammen ist.

Verdammt! Ich hatte gerade angefangen, mich zu konzentrieren, als sie mich rausgerissen haben, und nach allem, was heute passiert ist, bin ich müde.

»Masters! Wong!« Ich hämmere gegen die Trennwand. »Könnt ihr euch mal zusammenreißen?«

Kurze Stille, gefolgt von Kichern. »Du bist jederzeit eingeladen, mitzumachen, Gwen!«, schwebt Bridies melodische Stimme zu mir herüber.

Ich rümpfe die Nase. »Seid einfach leiser, okay?«

Aber sie reagiert in bester Bridie-Manier, nämlich indem sie umso lauter weitermacht. Ich werfe einen wütenden Blick zur

Wand, schalte dann meinen Strap ein und drehe die Lautstärke hoch. Vielleicht kann es den Lärm ja zumindest ansatzweise übertönen.

Die abgestandene Luft in meinem Wohnzimmer wird erfüllt von einem Hintergrundrauschen aus Nachrichtenbeiträgen.

»...eutige Charity-Gala, die von MageCorp-CEO Darghan Briggs veranstaltet wurde, um Spenden für die Gesellschaft magischer Veteranen zu sammeln ...«

Als der Name von Harrisfords Vater erwähnt wird, spitze ich die Ohren und sehe auf das Display. Eine Charity-Gala? War Harrisford vielleicht dorthin unterwegs?

Der Nachrichtensprecher trägt ein lachsfarbenes Jackett und ein winziges Stirnrunzeln im Gesicht. Das gesamte Museum ist abgesperrt worden, und nun versucht man, die Ursache für die Explosion zu ermitteln, obwohl mehrere Augenzeugen unabhängig voneinander behaupten, sie sei von verschiedenen Orten gleichzeitig ausgegangen.

Ein Gesicht, das ich kenne, erscheint auf dem Display. Es ist der Fernsehmoderator Samuel Sloane. Er trägt einen großen, fluffigen Hut, der bis zur Unkenntlichkeit versengt ist. »Mit meinem Hut hat alles angefangen«, empört er sich und deutet dabei auf den verkohlten Klumpen auf seinem Kopf. »Hier ging es offenbar los, und dann ... BUM!«

Die Kamera schwenkt zum Vorplatz des Naturkundemuseums, der mit gelbem Absperrband gesichert ist und nur so von Journalisten und Polizei wimmelt. Mit klopfendem Herzen beuge ich mich vor. Ein Live-Berichterstatter steht vor der Kamera. Er hält ein großes graues MagePhone in der Hand, auf dem das Logo des Nachrichtensenders prangt. »Eine Reihe von Verdächtigen – darunter auch mehrere hochrangige Mitglieder der Magical Liberation Organisation – wird zu diesem Zeitpunkt bereits befragt«, sagt er. »Bislang hat sich keine Gruppierung zu

diesem Terroranschlag bekannt, der bislang noch kein Todesopfer gefordert hat.«

Ich atme auf. Keine Todesopfer. Das sind gute Nachrichten. Weil es sich dann nur um irgendeine Explosion handelt, die ein paar Schnöseln einen Schrecken eingejagt hat und mir komplett egal sein kann.

Nicht, dass mich Harrisfords Schicksal interessieren würde.

Ich knabbe an meiner Unterlippe und schaue weiter auf das Display meines Straps. Dass Mitglieder der Magical Liberation Organisation befragt werden, ist interessant. Die MLO, eine extremistische Gruppierung, die dem Ministerium den Kampf angesagt hat, besteht aus Aktivisten, die die strenge Regulierung der Magieverteilung aufheben wollen. Ihrer Meinung nach sollte jeder gleichermaßen Zugang zu Magie haben.

In den vergangenen Jahren waren sie zwar nicht sonderlich aktiv, aber zuvor haben sie immer wieder für Unruhe gesorgt, teilweise unter Gewaltanwendung. Vor einigen Jahren sind sie vom Ministerium offiziell als Terrororganisation eingestuft worden.

Ich schüttele den Kopf. Wieso sollte die MLO eine Charity-Gala sprengen wollen?

Trotzdem muss ich mich auf meine eigenen Probleme konzentrieren. Also richte ich meine Aufmerksamkeit wieder auf meinen Rationierungszauber und mache mich bereit, den ersten Schnitt mit dem Skalpell vorzunehmen. Langsam packe ich die Klinge aus, dann ziehe ich meine Jeans nach unten, sodass meine Oberschenkel frei liegen.

Manchmal nutze ich auch die Unterarme, aber die Beine sind leichter zu verbergen, weswegen ich fast alle Schnitte dort anbringe, über dem bereits vorhandenen Narbengewirr.

Anfangs habe ich mich nur aus praktischen Gründen geritzt, aber nach einer Weile ist es mir zur Gewohnheit geworden – zu einer Art Ventil für meine Anspannung. Häufig hilft mir der Schmerz dabei, mit dem ständigen Grübeln aufzuhören, selbst

wenn es nur für einige Momente ist. Dann vergesse ich den Lernstress und die Sehnsucht nach meiner Familie und dass meine Eltern, solange ich denken kann, stets kurz davor standen, ihr Restaurant zu verlieren.

Oder dass sie komplett verarmen werden, wenn ich nicht Jahrgangsbeste werde, weil sie ihr gesamtes Geld in ihren Laden gesteckt und nichts für ihr Alter gespart haben.

Wer das Studium hier am Seamere College mit der besten Note abschließt, erhält jedes Jahr automatisch das Angebot, eine ziemlich gut bezahlte Stelle im Amt für Magische Tiere anzutreten. Um ehrlich zu sein, würde ich zwar eigentlich lieber ein Praktikum im Bereich Innere Medizin machen, aber die Bezahlung ist einfach zu niedrig. Mit dem Job im Ministerium dagegen könnte ich meine Eltern vor dem drohenden Bankrott bewahren.

Deswegen ist es mir auch so wichtig, Harrisford zu schlagen. Weil ich ihn schlagen *muss*. Bei dem Gedanken flammt neue Entschlossenheit in mir auf. Es sind nur noch wenige Wochen bis zum Examen, und wenn ich brillieren will, führt an einer Tatsache kein Weg vorbei: Ich benötige mehr Magie.

Ich atme ein.

Atme aus.

Mache weiter.

Im Hintergrund lasse ich die Nachrichten weiterlaufen, höre aber nur mit einem halben Ohr zu. Sonderlich viele Informationen gibt es ohnehin nicht – nur ein paar Interviews mit den Gästen der Gala. Aber weder Harrisfords Vater noch Harrisford selbst tauchen auf dem Bildschirm auf.

Es dauert nicht lang, da werde ich wieder unterbrochen, diesmal von schnellen Schritten draußen auf dem Gang. Einem Aufschrei. Dann – ein lauter Knall. Noch ein Knall. Ein Schrei.

Percy kommt unter dem Bett hervorgeschossen und springt mir zitternd auf den Schoß.

Was ist denn jetzt schon wieder los, verdammt? Es muss doch

möglich sein, dass ich dieses verflixte Ritual beende, ohne ständig unterbrochen zu werden! Ich beiße die Zähne so fest zusammen, dass meine Kaumuskel schmerzen, und bemühe mich, den Lärm zu ignorieren. Aber das Knallen und Schreien und Herumgerenne hört nicht auf. Also werfe ich das Skalpell beiseite, zerre meine Jeans wieder nach oben, nehme Percy auf den Arm und öffne vorsichtig meine Zimmertür einen Spaltbreit.

Im Gang herrscht Finsternis. Die Neon-MageLights sind ausgegangen. In der Ferne höre ich weiteres Gebrüll. Einen Rums. Dann etwas, das klingt wie ... eine Explosion?

»Gwen! Gwen!« Pen Ferguson kommt angerannt. Pen trägt einen lilafarbenen Morgenmantel um die üppigen Kurven, Plüschpantoffeln an den Füßen und Lockenwickler im Haar. »Schnell, komm –« Ich will fragen, was los ist, aber Pen lässt mich gar nicht erst zu Wort kommen. »Die Tiere drehen durch. Es hat eine Explosion gegeben.«

Ich renne hinter Pen her zu dem riesigen Aufenthaltsraum von Heywood Hall, wo uns ein gewaltiges Durcheinander erwartet. Ein Haufen Studierende aus dem Wohnheim drängt sich zusammen, einige bereits in ihren Schlafsachen. Die meisten hängen hier jeden Abend vor dem Schlafengehen ab, reden und spielen auf ihren Straps. Nicht so wie ich, die sich Abend für Abend in ihrem Zimmer zum Lernen einschließt.

Einige von ihnen haben ihre Seelentiere dabei und kämpfen jetzt darum, die Kontrolle zu wahren. Danny Wong, der Bridies Zimmer offenbar schon wieder verlassen hat, ringt mit seiner Rautenpython Artemis, Isla Ennos mit ihrem wild flatternden und krächzenden Edelpapagei und Conall Peters mit seinem Meerschweinchen Gary, das glüht wie ein Feuerwerkskörper und Funken schlägt. Draußen wird Heloise Chapman, die ich von allen hier noch am ehesten als meine Freundin bezeichnen würde, von ihrem Einhorn Lightning durch die Gegend geschleift. Normalerweise verbringt Lightning die Nacht im Stall, aber ir-

gendwie scheint es ihm gelungen zu sein, sich zu befreien, und nun galoppiert er wild über die Koppel. Die Beleuchtung ist gut genug, um zu erkennen, dass Heloise' Augen vor Panik geweitet sind. Ihre Braids fliegen ihr um den Kopf, während sie um die Kontrolle über Lightning kämpft.

Was ist denn nur los? Mit offenem Mund lasse ich den Blick über das Chaos schweifen. Erst die Explosion im Museum und nun das hier? Irgendetwas stimmt nicht, und zwar ganz gewaltig.

Als ich die Stimme in meinem Kopf höre, zucke ich vor Schreck zusammen. Sie klingt müde, abgestumpft und unendlich gelangweilt. *So läuft das, sagt sie, wenn einfach zu viel Magie unterwegs ist.*